Objekttyp: **Issue**

Zeitschrift: **Schweizer Frauenblatt : Organ für Fraueninteressen und Frauenkultur**

Band (Jahr): **34 (1952)**

Heft 1

PDF erstellt am: **10.08.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Winterthur, 4. Januar 1952 | Erscheint jeden Freitag | 34. Jahrgang Nr. 1

Schweizer Frauenblatt

Offizielles Publikationsorgan des Bundes Schweizerischer Frauenvereine

Abonnementspreis: Für die Schweiz per Post jährlich Fr. 13.50, halbjährlich Fr. 7.50. Auslands-Abonnement pro Jahr Fr. 16.–. Einzel-Nummern kosten 25 Rappen. Erhältlich auch in sämtlichen Bahnhof-Kiosken. Abonnements-Einzahlungen auf Postcheck-Konto VIII b 58 Winterthur

Verlag: Genossenschaft „Schweizer Frauenblatt", Zürich
Inseraten-Annahme: August Fitze, Verlag, Bahnhofstraße 89, Zürich 1, Telephon 272975, Postcheck-Konto VIII 12433
Administration, Druck und Expedition: Buchdruckerei Winterthur AG., Telephon 22252, Postcheck-Konto VIII b 58

Insertionspreis: Die einspaltige Millimeterzeile oder auch deren Raum 15 Rp. für die Schweiz, 30 Rp. für das Ausland. Reklamen: Schweiz 45 Rp., Ausland 75 Rp. Chiffregebühr 50 Rp. Keine Verbindlichkeit für Placierungsvorschriften der Inserate. Inseratenschluß Montag abend

Organ für Fraueninteressen und Frauenaufgaben

Wie wäre es?

El. St. Weihnachten, Neujahr, diese hohen Zeiten des Jahres sind wieder in das Dunkel der Vergangenheit versunken, und wir stehen da in den ersten Tagen des neuen Jahres, unsicher, ungewiss über alles, was es für uns bereit hat. Etwas wehmütig auch, denn wenn schon auch viel Unruhe über unseren christlichen Festen liegt, viel Mühen und Springen, Denken und Sorgen um materielle, oft allzu materielle Dinge uns Hetze und Ermüdung bringt, eines ist doch schön, und bringt Jahr um Jahr Freude in die Herzen. Es ist dies der Wunsch Freude zu machen, durch liebevolles Denken und Sorgen andern Menschen zu zeigen und zu beweisen, dass wir an sie denken, dass ihnen unsere kleine Gabe zeigen soll, dass sie in unseren Lebenskreis gehören, unserem Herzen nahe stehen; dass sie fühlen können, dass sie mit ihrer Einsamkeit, ihren Sorgen und Kümmernissen nicht so gar verlassen sind, wie sie es in dunklen Stunden oft empfinden.

Und wenn auch mit vollem Recht gegen die ständig zunehmende Vermaterialisierung des Weihnachtsfestes protestiert wird, ist es doch so, dass in diesen Wochen manches Herz sich wieder auftut für andere, sich löst aus eigenem Schmerz und Leid und wieder etwas davon spüren darf, dass geben seliger sei als nehmen. Wenn es sich auch in dieser «hohen Zeit des Schenkens» vor allem um äussere, sichtbare Gaben handelt, so liegt ihnen eben doch der Wunsch, Freude zu machen, Liebe zu schenken zu Grunde, und manche vorübergehende Spannung in den Familien, im geschäftlichen, nachbarlichen Verkehr, löst sich wie von selbst und unbewusst in dieser freudigen Atmosphäre.

Wie wäre es nun, so denken wohl viele, wenn es uns, in vermehrtem Masse als bisher gelingen würde, etwas von diesem Friedens- und Freudengeist mit hinüberzunehmen in den Alltag des neuen Jahres? Wie wäre es, wenn öfter als bisher die Hausfrau, die Mutter beim gemütlichen Zusammensein der Familie oder an dunklen Regenabenden auch ab und zu mitten im Jahr ein paar Kerzen anzünden würde, die statt dem kalten elektrischen Licht an der Decke oben mit ihren lebendigen, warmen Flammen den Raum wohnlich und festlich erhellen würden, so dass ein jedes fühlen dürfte, wie schön es eigentlich ist daheim in dieser gemütlichen, warmen schönen Umgebung zu sein, statt hinaus zu laufen ins Kino, ins Café, in die Bar?

Wie wäre es wenn wir, ach so tüchtigen Schweizer Hausfrauen, wieder etwas mehr daran denken würden, dass es noch viel wichtiger wäre für die lieben Unsrigen, namentlich für die heranwachsende Jugend, wenn wir für etwas mehr Behaglichkeit, einfache Gastfreundschaft, wohltuende Harmonie sorgen würden, statt nur dem Götzen Ordnung und Sauberkeit so ungezählt viel Familienglück zu opfern?

Ja, wie wäre es, wenn wir den gütigen, freundlichen Ton, all die kleinen, unscheinbaren Rücksichten, deren wir in festlichen Tagen untereinander fähig sind, nun auch mit hinein trügen in den Alltag des neuen Jahres? Wenn wir Zutrauen, Vertrauen hätten zum Nächsten, so wie wir ja auch von ihm als ein anständiger Kerl eingeschätzt sein möchten, statt dass wir ständig in ganz unbegründetem Misstrauen ihm von vornherein alles Schlechte zutrauen? Was nicht heissen darf, dass wir nicht gegen Unehrlichkeit, Verleumdung, Unsauberkeit, Lüge und Betrug energisch auftreten, wo diese uns auf unserem Weg wirklich begegnen.

Wie vieles würde anders sein im täglichen Miteinander, im Familien-, Berufs-, Bekannten- und Angestelltenverhältnis — es ist gar nicht auszudenken, wie vieles anders würde, wie viel mehr frohe, entspannte Gesichter in den Geschäften, Fabriken, den Familien, auf den Strassen zu sehen und zu treffen wären; wie viel freundlicher und wärmer jeder einfache Gruss, jeder grüssende Blick, jedes scherzende Wort wäre, und in wie vielen einsamen, verbitterten Herzen wieder ein wenig Freude, ein wenig Glauben an die Güte im Mitmenschen aufklingen würde! Ja, das alles könnte sein, wenn wir in gütigem Herzen, in willigen Händen die vielen strahlenden Lichter, die über Weihnachten geleuchtet haben, nun hinausleuchten lassen würden in jeden einzelnen Alltag des neuen Jahres.

Wir wissen es, es braucht willige Herzen dazu, Herzen, die Tag um Tag und Stunde um Stunde nie vergessen, woher das helle Weihnachtslicht zu uns gekommen ist, und von woher wir immerfort neues Flammen für unser schwaches Herzenslicht holen können. Schön wäre das — denn auch wenn wir oft versagen würden, wäre doch der gute Wille dazu da, und gar manches müsste ihm gelingen. Und das Versagen da und dort bei gutem Willen wäre immer noch nicht so dunkel und schlimm, wie wenn wir gar nicht versuchen wollten, dieses helle Licht in jeden einzelnen Tag des Jahres leuchten zu lassen.

Schulhaus Stachanoff

Ein Kapitel ostdeutscher Jugenderziehung

Lauter ist ein kleines Städtchen im sächsischen Erzgebirge. Man darf das Erzgebirge nicht etwa mit unseren Alpen vergleichen wollen, es hat etwas Verwandtes mit dem schweizerischen Mitteljura und ist bis auf die höchsten Höhen stark bewaldet. Es hat wenig Sonnenseite, die erzgebirgischen Nordabhänge erstrecken sich meistens bis über 10 bis 15 Kilometer und verlaufen sich in der mittelsächsischen Ebene, die bei Chemnitz beginnt und über Leipzig hinaus endet. Dieses Erzgebirge hat nun durch die kriegswirtschaftliche Aufrüstung in der gesamten Welt im allgemeinen und im besonderen durch die Radiumausbeutung (Uran) zur Atombombenherstellung eine berüchtigte Berühmtheit erlangt. Die gesamte erzgebirgische Bevölkerung von etwa 35 000 Einwohnern ist durch die Uranerzausbeutung durch die Landesfeinde Russen in schwerste Mitleidenschaft gezogen. Vorerst stille abgelegene Gegenden, kleine aber bedeutende Industriestädtchen (Aue, Schwarzenberg, Silberstadt, Lauter, Lössnitz usw.) Wintersport und Sommerferien gaben dem gebirgigen Ländchen seinen ureigensten Charakter. An der Peripherie bedeutender sächsischer Industriestädte wie Chemnitz, Oberlungwitz, Ernsttal, Glauchau und Zwickau, lebte es still sein eigenes Volkstum. Aufgeschlossen und zugänglich wie das Völklein war, so ist es heute verbittert, verschüchtert, eingeschüchtert und misstrauisch gegenüber allem, das nicht in ihr Volkstum hinein gehört. Die Russen sind die bestgehassten Menschen. Schon ihr absonderliches und vielgestaltiges Rassentum passt nicht in das Land hinein. Sitten und Gebräuche werden zerfressen, die alten Ueberlieferungen werden durch volks- und landesfremde Einflüsse verwässert. Die völkische Zusammensetzung, die ehemals rein germanisch blieb, wird durch den täglichen Raub junger Frauen und Mädchen durch die Eindringlinge verslavisiert. Mongolen ehelichen zwangsweise deutsche Mädchen, die Nachkömmlinge werden im Orte gross gezogen und vermischen sich mit der deutschen Jugend.

Diese Nachkommenschaft erfährt auf der gesamten Linie, die von der sowjetischen Besatzung gezogen wird, alle Vorzüge, sei es in der Ernährung oder in Bekleidung und Erziehung. Die einheimische Jugend wird völlig versklavt, sie wird den Eltern weggenommen und in Lager gesteckt, damit sie von der einheimischen Mentalität, vom eigenen Volkstum getrennt wird. So wird dieser deutschen Jugend alles zwangsweise anerzogen, was dem Besetzungsregime passt, vor allem, was der kommunistischen Ideologie angenehm und dienlich ist. Alles, nur das ignorante und schlitzäugige Aussehen kann dieser Jugend nicht anerzogen werden. Väter, die aus irgend einem Grunde des kommunistischen Wohlwollens verlustig gehen, werden abgeholt und willkürlich durch Verfügung irgend eines ganz untergeordneten Funktionärs deportiert, nach dem sowjetischen Osten. Auf Frau und Kinder wird keine Rücksicht genommen, auf die Kinder erst recht nicht. Wenn nötig, wird auch der Mutter aus nichtigen Gründen dasselbe Schicksal beschieden. Man hat es auf die Kinder dieses Ehepaares abgesehen. Die Erziehung, die diese Eltern ihren Kindern angedeihen liess, war nicht im Sinne der örtlichen Parteileitung, die ja ausschliesslich von deutschen «Volksgenossen» geleitet wird. Die elterliche Erziehungsmethode war veraltet und entsprach nicht mehr der heutigen östlichen Ideologie. Man schlägt an zuständigen Stellen Lärm um die Verlotterung deutscher Art. Man will den arbeitsamen deutschen Menschen erhalten, man will seinen Willen und seine Energie stählen und dabei vernichtet man gewaltsam deutsches Denken, man will die alte angeborene Mentalität aus dem deutschen Menschen heraussaugen, seine Seele in eine mongolische Zange zwängen, das Volkstum Schritt um Schritt sowjetisieren, den freiheitlichen Sinn ins Zuchthaus stecken und den alten Drang zur Freiheit in die völlige Abhängigkeit zum Machthaber bringen. Die freie Rede und das selbständige Denken ist strengstens verboten und tun darf man nur das, was vorgeschrieben ist.

Die Jugend wurde aus dem ehemaligen Pestalozzischulhaus verjagt, die Lehrerschaft evakuiert und zum Teil in die berüchtigten Umschulungslager gesteckt und wer nicht mitmachte, kam zwangsweise in die Gruben oder gar in die Gefängnisse. Die erziehungsbedürftige Jugend wurde behördlich beschlagnahmt. Buben und Mädchen im Alter von 10 bis 16 wurden in «Spezialschulen» gesteckt. Diese «Spezialschulen» sind ausgesprochene Arbeitslager. Vom 10. Lebensjahre ab hört die geistige Schulung auf. Es beginnt die Arbeitsschulung. Buben, die sich nicht einordnen wollen, die aus Sehnsucht nach Vater und Mutter meutern und renitent sind, kommen in die Vorstufe schwerster Sklavenarbeit. Das alte Pestalozzischulhaus in Lauter heisst heute «Stachanoffschule». Der ehemalige grosse, sonnige Turnplatz ist heute mit hohen Brettern eingemauert. Geturnt wird hier nicht mehr. Es muss mit härtesten Mitteln, mit Schlägen, mit Nahrungsentzug, mit Einsperrung und Folterung das System der Sklavenarbeit eingepaukt werden. Kolonnenweise treten die schwächlichen und abgemagerten Buben zur Arbeit an. Es wird ihnen vorgemacht, wie am leichtesten ein schwerer Baumstamm auf die Schultern gehoben werden kann und muss. Wo man in einem Kinde Mut und Wille vermutet, wird es schonungslos entwickelt und zum Schwerarbeiter erzogen. Buben graben Schächte zu fiktiven Grubenanlagen. Hinter ihnen stehen Männer mit Peitschen und treiben an. Misshandelte, blutiggeschlagene Jungens werden terrorisiert, sie müssen weit in die kalten und nassen Nächte hinein arbeiten, um nachher in fauligem Stroh sich in einem fragwürdigen Schlaf auf den kommenden Tag kräftigen.

Die Ernährung ist kaum derjenigen eines Hundes vergleichbar. Diese bedauernswerten Geschöpfe sollen zur Härte und zu stachanoffscher Ausdauer erzogen werden. Sie sollen zu Pionieren des ewiglaufenden berüchtigten Fünfjahresplanes werden. In frühester Morgenstunde, die doch noch dem jugendlichen Schlafe gewidmet sein sollte, werden die Kinder aus den wärmenden Misthaufen herausgejagt, in Kolonnen zusammengestellt und singend durch die Gassen und Gegenden getrieben. Die Lieder, die gesungen oder besser, gegrölt werden müssen, sind zackig, abgerissen und jedes Wort ist eine Verhöhnung der Freiheit, jedes Wort ist eine Zote politischer Art, eine Beschmutzung der Kinderseele. Wenn diese Arbeitskinder lachen, ist es eine verzerrte Grimasse, die eher an einen verbissenen Schmerz mahnt als an eine Fröhlichkeit. Bei jeder — und das fast täglich — politischen und propagandistischen Veranstaltung müssen diese Jungen und Mädchen Spalier und Parade stehen, sei es bei Sonne oder Regen, bei Schnee und grimmiger Kälte. Man bedenke, bei 10 Grad unter Null mit fetzigen und durchgelaufenen Bastsandalen, ohne Strümpfe, ohne Kopfbedeckung, ohne schützendes Halstuch, zerlumpt und verludert stehen diese Kinder stundenlang im Freien und müssen die geschwollenen Reden einiger Häuptlinge anhören, müssen jubeln und Beifall schreien und wer es nicht tut, wird über Nacht an einen Pflock gebunden oder gekettet, ohne warmes Essen und ohne ein einziges liebes Wort, das diese Kinderseelen erwärmen könnte.

Kranke Kinder, abgeschundene Buben, verlotterte Mädchen, halbverhungerte Geschöpfe beiderlei Geschlechtes werden ausgemerzt. Sie kommen nicht etwa in ein Krankenhaus oder sonst in eine Pflege. Man hat kein Interesse daran, solche abgehundeten Kinder wieder aufzupäppeln, um sie wieder zu Gebrauchsobjekten zu machen. Man beginnt sie auszuscheiden, genau, wie es das Grosswild macht, das minderwertige, zurückgebliebene Nachkommen abstösst, sich von ihnen entfernt, um sie ihrem Schicksal zu überlassen, oder sie werden absichtlich gequält, geschlagen, man übergeht

Aegyptisches Mosaik

«Sie sind ja nicht bei Trost. Kein Mensch geht doch jetzt nach Aegypten!» Mindestens einmal pro Tag hielt mich jemand für komplett verrückt, weil ich mich entschloss, der gespannten Situation zum Trotz nach Aegypten zu reisen. So schlimm war es denn doch nicht und schliesslich musste ich mich ja nicht gerade in der Kanalzone niederlassen. Und trotz aller düsteren Voraussagen packte ich am Morgen eines grauen Novembertages meine Schreibmaschine zusammen und bestieg den Zug nach Genf. Der erste Zwischenhalt war Bern. Liebenswürdigerweise hatte sich der Presseattaché der ägyptischen Gesandtschaft dazu bereit erklärt, mir einige Empfehlungsschreiben an verschiedene ägyptische Amtsstellen auszustellen. Ich war nun felsenfest überzeugt, dass mir nichts passieren könne, denn die Gesandtschaft hat von der Schweiz aus wirklich alles getan, was zum Gelingen dieses Reportage-Trips beitragen könnte. Was von diesem Moment an schief ging, reihte ich unter das Sammelkonto «Missgunst Fortunas» ein. Diese Missgunst sollte ich allerdings schon nach drei Stunden zu spüren bekommen. Von dem Flugzeug der «Misr-Air», das um fünf Uhr abends in Genf hätte eintreffen sollen, war weit und breit keine Spur. Auch nach 24 Stunden, als ich bereits die mit Palmen flankierten Strassen Kairos hätte sehen sollen, war noch kein Flugzeug in Genf. Das schlechte Wetter hatte da so übel mitgespielt, dass der verantwortungsbewusste Kapitän der Flugbesatzung es für besser hielt, erst andern tags von Neapel nach Genf zu fliegen. Endlich aber war es so weit, dass sich der grosse silberne Vogel mit den arabischen Lettern auf dem Bauch wieder in Richtung Heimat in die Luft hob. Wie ein bunter Trickfilm wechselte die Landschaft. Zackig und gefährlich und bereits vom ersten Schnee überzukert hoben sich die Spitzen unserer Alpen in die Luft. Die letzten Strahlen der versinkenden Abendsonne vergoldeten sie für kurze Momente. Grau und undurchsichtig lag schliesslich das Mittelmeer im Blickfeld. Als schwarzer Fleck tauchte Korsika auf und die saftigen Fruchtgärten Italiens konnte man nur noch schwach in ihren Konturen erkennen. Rom. Wie zu einer Märchenstadt aufgereiht schienen die erleuchteten Häuser zu sein, die das Flugzeug in geringer Höhe streifte. Stunden verrannen zwischen Träumen und Wachen, ehe die Wirklichkeit rief. «Take your seats. No smoking». Gelb flammte die Leuchtschrift vorne im Flugzeug auf. Und mit dieser Aufforderung wusste jeder Passagier, dass sich ihm in wenigen Minuten ein neuer Kontinent eröffnen würde. B r i t i s h ?

Lange hielt ich mich an diesem Vormittag nicht im Hotel auf. Zu sehr war ich darauf neugierig, wie ich in der Nilstadt empfangen wurde. Die schweizerische Nationalität sah man mir natürlich nicht an, denn der hellen Haare wegen hätte ich ebenso gut aus etwas mehr westlicher Richtung stammen können. Vorsichtshalber zog ich jedoch die «Tropenuniform» mit Schweizerkreuz an. Wie gut ich daran tat, sah ich später. Der erste Zwischenfall betreffend Nationalität ereignete sich wenige Minuten später, als ich das Hotelzimmer verliess und dem Zimmermädchen begegnete. Mit misstrauischen Augen blickte mich die dunkelhaarige Aegypterin an. — «Anglaise?» fragte sie mich. Sie strahlte förmlich, als ich sie auf das Schweizerwappen aufmerksam machte.

Das Hotel, in dem ich logierte, liegt an der Sharia Ismail Pascha, einer der grössten und begangensten Strassen Kairos. Um sich ein Bild über das Leben und den Verkehr in Kairo zu machen, braucht man also nur durch diese Strasse zu gehen, um einen guten Eindruck davon zu erhalten. Im Moment meines Eintreffens in Kairo fand ich, dass die Situation in der Stadt irgendwie gespannt war. Aegypter, die den ganzen Tag über in dichten Scharen in der ganzen Stadt promenieren, schauten mich mit unverhohlenem Misstrauen an. Ich konnte es weder der Polizei noch dem Volk übelnehmen, dass ich als Engländerin betrachtet wurde. Die Ereignisse in der Kanalzone hatten die Leute so erbittert, dass sie hinter jedem Ausländer eben einen Briten sahen. Und trotzdem kann ich mit ehrlichem Gewissen sagen, dass ich in keiner Weise deswegen belästigt wurde. Ich erinnere mich an den Tag von Dr. Mossadeghs Ankunft in Kairo. Da ich kein Arabisch verstand, wusste ich nicht recht, was all die Polizei in der Ismail Pascha zu bedeuten hatte. Alle zwei Meter war ein Polizist postiert, und vor dem Shepheards-Hotel an derselben Strasse standen sogar ihrer hundert Polizeimänner Kopf an Kopf. Ich stand gerade hier, als sich eine riesige Volksmenge mit Transparenten bewaffnet durch die Strasse wälzte. Ich dachte nicht im geringsten an eine Gefahr für mich. Ehe ich mich aber umsah, wurde ich von einem Polizeioffizier gepackt und auf die Terrasse des Shepheards-Hotel gezogen. Hier erklärte er mir aufgeregt, dass die demonstrierende Menge mich getötet hätte, weil ich «britisch» aussehe. Dieser Polizist hatte mich also, trotzdem ich als Vertreterin der unbeliebten Okkupationsmacht galt, vor seinen Landsleuten in Sicherheit gebracht. Darüber staunte ich so, dass ich ihm erst nach einer Weile sagen konnte, dass ich Schweizerin sei. Unglücklicherweise lag mein Pass im Hotel, so dass ich das Ende der Demonstration abwarten musste, um nachher zusammen mit der Polizei in mein Hotel zurückzukehren. Der Zwischenfall hat mich amüsiert, so ernst auch sein Motiv war. Aus eigener Erfahrung kann ich zudem nun sagen, dass sich die ägyptische Polizei den Ausländern gegenüber sehr anständig verhält. Die Situation erfordert es, dass die Kontrolle der anwesenden Ausländer genau durchgeführt wird.

Besuch bei Nahas Pascha

Der Gedanke, den ägyptischen Premier in einer Privataudienz zu sehen, war mehr als verwegen. Angesichts der politischen Lage und der 250 anwesenden ausländischen Korrespondenten aus der ganzen Welt schien dies schon ganz und gar unmöglich zu sein. Aber mit einer arabischen Beglaubigung vom Auswärtigen Amt in Kairo und dem Schweizer Pass in der Tasche konnte mir ja nicht viel passieren. Ich wollte mich wenigstens einmal beim Sekretär seiner Exzellenz im Ministerium nach den allfälligen Möglichkeiten eines Interviews erkundigen. Auch hier, wie vor jeder öffentlichen Amtsstelle, traf ich wieder scharenweise die Polizei an. Ich wurde kurz aufgefordert, die Handtasche zu öffnen, konnte nachher aber anstandslos das Gebäude betreten. Die verstärkte Polizeipatrouille war deshalb alarmiert, weil für diesen Vormittag der Besuch Dr. Mossadeghs im Ministerium bevorstand. Bei diesem Besuch erreichte ich wenigstens, dass der Sekretär mir versprach, mit Nahas Pascha über die Möglichkeiten eines Interviews zu sprechen. Einen Tag später suchte er mich bereits im Hotel auf, um genaueres über die von mir gewünschte Unterredung mit seiner Exzellenz zu erfahren. Da war für mich guter Rat teuer. Ich fand es reichlich vermessen, dem ägyptischen Premier, einem so einflussreichen und wichtigen Mann, vorzuschreiben, auf was für Fragen er zu antworten habe. Um so überraschender war für mich aber die Tatsache, dass mich am Sonntagvormittag Nahas Pascha persönlich ersuchte, meine Fragen für das Interview schriftlich zu unterbreiten. Ich gestehe, dass ich in meinem ganzen Leben noch nie so am Bleistift genagt habe, wie hier. Zum Glück verlieh die Vorsehung der «photo-

sie bei der Essensausgabe und wartet mit offenen Augen auf den Augenblick, wo ein solches Kind endgültig sich selbst aufgibt und sich im Nichts verliert. Sie werden verscharrt, nichts wird registriert, nichts wird vermerkt, ob gestorben oder noch vorhanden. Sie sind ja keine menschlichen Geschöpfe, auf ein göttliches Gewissen braucht man ja als Antichrist keine Rücksichten zu nehmen, diese Kinder sind nichts weiter als Ausbeutungsobjekte und besitzen keinen menschlichen Wert. Fehlt in einer Kolonne ein Ausgeschiedenes, wird es eben ersetzt und der Karren kann ungehindert und ohne Störung weiter laufen.

Kein Wunder, dass der Geburtenrückgang katastrophal ist. Was sollen sich die Eltern darum sorgen, Kinder in die Welt zu stellen, um eine Familie aufzubauen, sich am Kinde zu freuen, den eigenen Lebensinhalt im Kinde zu sehen, sich im Kinde wieder zu erkennen und Vater- und Mutterschaft als heilige göttliche Symbole zu betrachten, wenn innen die Kinder, kaum dass sie flügge und denkreif sind, weggestohlen werden? Ist es da ein Wunder, wenn die Mutterschaft gewaltsam unterbrochen wird, dass es Höhlen gibt irgendwo in einem versteckten Winkel, in der das Handwerk der Abtreibung täglich und stündlich blüht. Dass täglich junge Frauen verbluten, ohne Hilfe, ohne Beistand, ohne Furcht vor dem Gesetz, das diese Taten als Sabotage an Staat und Volkswirtschaft bestraft. Nein, diese Abtreibungen werden nicht aus ethischen und volkswichtigen Gründen abgeurteilt, sondern aus rein politischen und volkswirtschaftlichen Gründen. Jedes vernichtete Kind bedeutet Verlust am Arbeitsvermögen, Verlust am Volksbestand, der nur gehegt wird, um dem Staate Frondienste zu leisten. Das Jugendministerium weiss es, was da gespielt wird, aber seine Macht reicht nicht bis zu jenen Vernichtungsstätten, die die Jugend einschliesst. Irgendwo wird das bestehende Gesetz zum Schutze der Jugend unterbrochen, irgendwo auf dem Wege der Instanzen, irgendwo wird eine Bresche gerissen und dort endet das bestehende Gesetz in der Leere. Es verliert sich im Nichts und von dieser Stelle ab wacht der kleine Stalin über seine angemassten Rechte. Die lokale Machtmaschine kümmert sich nicht um das, was in Ministerien oder anderen hochgestellten Aemtern geschrieben und verbrieft und zum Gesetz erhoben wird. Der Weg des Gesetzes hat zwei Enden. Eines dort, wo es gewaltsam unterbrochen wird von parteipolitischen Despoten und das andere dort, wo der Tod ohnehin kein Interesse mehr hat an der Ausführung bestehender Verordnungen.

Das kleine Städtchen Lauter im Erzgebirge ist nur eines von vielen, die in dieser mörderischen Atmosphäre dahinsiechen müssen! Weil die ethische Vernichtung kostbarer Jugend als selbstverständlich und die leibliche Hinmordung als Notwendigkeit betrachtet wird, weil auf diese Art nur das Beste der Jugend, das widerstandsfähigste Leben sich behaupten kann, um sich später ohnehin für die Ideologie der fremden Machthaber hin zu opfern, früher oder später. Der Mensch ist Material und daraufhin zu prüfen und auszuwerten, er ist kein Idol göttlicher Schöpfung mehr. Dass die Jugend dabei die Anfängerrolle hat übernehmen müssen, ist Schicksal und im Bereich des sowjetischen Einflusses scheinbar lebensnotwendig. avo

Von der Seelenruhe

Seelenruhe, kostbarstes Gut, aus was besteht es denn? Es lässt sich in den Begriff fassen des für den Menschen glücklichsten Zustandes des mit sich selbst völlig im Einklang stehen. Wenn wir nicht mehr vom äusseren Geschehen abhängig sind, um zufrieden zu sein. Man sollte meinen, jeder Mensch werde mit einer «Seelenruhe» geboren. In Wahrheit gehören nur wenige zu diesen von der Natur privilegierten. Wir andern müssen hart und jahrelang, ja, manchmal sogar jahrzehntelang um diesen Besitz ringen, der allein die Basis für ein innerlich ausgeglichenes Leben bedeutet.

Das tägliche Leben, unsere ganze heutige Zeit lässt uns wahrhaftig nicht allzuviel Raum, um an die Seelenruhe zu denken. Wir werden gehetzt und gejagt, wir kämpfen um das tägliche Brot auf eine Art und Weise, die ständig an unseren Nerven zehrt. Und daneben möchten wir doch auch noch «etwas vom Leben haben». Wir jagen manchmal unseren ganz persönlichen Vorstellungen vom Glücklichsein nach. Und sind enttäuscht, wenn wir nicht das finden, was wir suchten. Die Realität ist oft so grundverschieden von unseren Träumen. Stellen wir uns zuerst einmal auf den Standpunkt, dass dies kein Grund ist zum Unglücklichsein. Lernen wir in jedem Falle mit der Realität rechnen, auch wenn es uns wehtun sollte. Schauen wir ihr mutig ins Gesicht. Das ist der erste Schritt zur Seelenruhe. Nur wenn wir mutig sind, bereit für ein stetes Vorwärtsgehen, leben wir wirklich heute, nicht gestern oder morgen. Halten wir uns immer vor Augen, dass wir durch unsere eigenen Handlungen unser Leben weitgehend beeinflussen können, dass es von uns selbst ausgehen muss, was wir bekommen möchten. Seien wir uns bewusst, dass das Leben immer weitergeht, auch nach den schlimmsten Schlägen, die es uns versetzt. Wir müssen nur wollen. Wir dürfen nicht unser eigener Hemmschuh sein. Machen wir uns frei von der Vorstellung, unsere Bekannten und Freunde müssten sich ständig um uns kümmern. Kümmern wir uns um sie, wenn es not tut. Der Lohn wird nicht ausbleiben. Lernen wir ganz bewusst, unser eigenes Leben zu formen. Tun wir die Dinge um ihrer selbst willen, nicht, um uns selbst zu entfliehen und um uns abzulenken davon, dass wir allein sind. Jeder Mensch ist schlussendlich allein, ob er nun umgeben sei von einer grossen Familie oder von der Fürsorge eines einzigen Menschen. Wenn wir das wissen und akzeptiert haben, wissen wir gleichzeitig, dass jeder sich selbst helfen kann. Nur dann ist er imstande, anderen zu helfen und ihnen etwas zu sein. Solange er in sich selbst keine Ruhe hat und auf äusseres Geschehen angewiesen ist, schwebt er in einer ewigen Unsicherheit und seelischen Anfälligkeit.

Vielleicht bedarf es in einem Menschenleben einiger harter Schicksalsschläge, um das alles einzusehen. Um zu lernen, dass man sich täglich in immer wieder neuer, harter Arbeit um Seelenruhe bemühen muss. Umso näher wir ihr aber kommen (ganz und völlig wird sie niemand je erreichen, denn wir sind schliesslich nur Menschen!) umso glücklicher werden wir, weil wir sehen, dass wir etwas besitzen, das unverlierbar und eine grosse Quelle der Kraft ist. Und weil wir imstande sind, etwas zu geben. Das ist das Geheimnis eines erfüllten Lebens.

S. Reichel

Der Fahrgast

Zu später Stunde eines Abends postierten sich zwei Touristen am Rande einer aus der Stadt führenden Landstrasse. Schwerbeladene Rucksäcke und leichteres Gepäck lagen zu ihren Füssen. Jedesmal, wenn ein Auto in der erwünschten Fahrtrichtung sich ihrem Standort näherte, machten sie sich dem Autolenker durch das Stopzeichen bemerkbar. Es war zehn Uhr abends vorbei, und den beiden mochte daran gelegen sein, noch vor Mitternacht über den Berg in die Grenzstadt zu gelangen. Noch fehlte es nicht an des Weges fahrenden Wagen. Keiner der Fahrer aber achtete auf das Zeichen des Autostops der beiden in einem Wagen Aufnahme Suchenden. Aber sie schienen ihre Geduld nicht zu verlieren. Immer wieder harrten sie eines weiteren Wagens, und vielleicht hatten sie doch noch das Glück, von einem gutmütigen Automobilisten mitgenommen zu werden. Sie sprachen eine fremde Sprache, und als Ausländer mochten sie erstaunt sein, dass die in ihrem Lande vielfach geübte Sitte des Autostops bei uns nicht zu den üblichen Gewohnheiten gehört. Heute pflegen ja in den meisten Ländern alle Schichten der Bevölkerung zu reisen und sich ein Stück Welt anzusehen. Der nicht aussergewöhnlich begüterte Tourist rechnet auf seiner Reise mit der Menschenfreundlichkeit des Automobilisten, und der Autostop soll ihm dazu dienen, bei jeder ihm passenden Gelegenheit in einem für ihn anhaltenden Wagen Aufnahme zu finden und auf einem Stück Fahrt seinem Ziele näher zu kommen.

An diese beiden, offenbar auf der Heimreise befindlichen Ausländer musste ich denken, als ich am darauffolgenden Wochenende auf den Sonntagnachmittag zu einer Autofahrt eingeladen wurde. Die Einladung kam mir völlig unerwartet und war mir eine grosse Ueberraschung. Aber es gibt immer Menschen, denen nicht nur öfters etwas Nettes einfällt, sondern ihre gute Idee gleich in die Tat umsetzen. Auf jeden Fall wurde diese Fahrt mit der Freude des Schenkens geboten und von mir mit dem Glück des Empfangens quittiert. Es wurde an diesem halben Tage eine Strecke gefahren, die mir grösstenteils unbekannt war. Die Fahrt ging meist durch abseitige Gegenden, an einsamen Gehöften vorbei und durch Dörfer und kleine Städte. Man kam auch durch Wälder und hügeliges Gelände. Man sah in kleine Seitentäler, gewahrte unbekannte Sträucher am Wegrand der Wälder und rastete an einem Ort, wo es noch das Wunder der friedlichen Stille gab. Die Häuser eines jeden Dorfes aber hatten sich ihren einheitlichen Schmuck zugelegt. Auf jedem Fenstersims standen dichtgedrängt die Geranienstöcke und präsentierten ihre weithin leuchtenden Blütendolden in reicher Fülle. Ueber diesem sich immer neu wiederholenden Bild der Heiterkeit und frohen Unbeschwertheit schien es, als feiere die Welt ein Fest und die Schönheit der Landschaft sei unerschöpflich.

Mit dieser Fahrt war mir ein grosser Wunsch erfüllt worden. Schon lange hätte ich gerne diese Gegend kennengelernt, durch die man nicht mit der Eisenbahn fahren konnte. Aber bei uns ist es nicht Sitte, dass man an den Strassenrand steht und einen Autofahrer anzuhalten versucht, damit er einen in die erträumte Gegend befördert. Nein, das tut man nicht. Man ergreift diese Massnahme nur dann, wenn einen unterwegs ein unbequemes Geschick ereilt und man keinen anderen Ausweg mehr sieht. Also hatte auch ich gewartet, bis mir dieser Wunsch unerwartet erfüllt wurde. Ich musste auf dieser Fahrt aber doch daran denken, wie nett es wäre, wenn auch der Fahrgast in den über Land fahrenden privaten Wagen öfters zu sehen wäre. Jeder Autolenker und jede am Steuer sitzende Frau hat einen Verwandten-, Freundes- oder Bekanntenkreis. Natürlich hat in erster Linie die Familie ein Anrecht auf den sonntäglichen Ausflug. Und dann stehen heute auch Fahrgelegenheiten in reicher Auswahl zur Verfügung. Cars und Eisenbahnen bringen die Reiselustigen in alle Himmelsrichtungen und bieten schöne und abwechslungsreiche Fahrten. Aber es gibt immer Menschen, die aus irgendeinem Grunde nicht an solchen Ausflügen teilnehmen können. Es gibt auch bei uns so viele einsame und alleinstehende Menschen und ältere oder gebrechliche Menschen, die sich schwer zu anderen Leuten finden.

An jenem Sonntag fuhren auf den vielbefahrenen Strassen Fahrzeuge aller Art, vollbesetzte Cars und private Wagen, an uns vorbei. Aber es gab auch Autos, in denen noch ein oder gar zwei oder drei Plätze frei waren. Es geht selbstverständlich nicht immer an, dass ein Fahrgast mitgenommen wird. Es gibt Umstände, die keine Einladung ermöglichen. Vielfach mag es aber auch so sein, dass man gewohnt ist, unbekümmert seines Weges zu fahren und nicht an das kleine und bescheidene Leben seiner Mitmenschen zu denken. Man vergisst, dass auch sie sich hin und wieder nach einer Abwechslung vom alltäglichen Leben sehnen und gerne einmal eine neue Umgebung sehen. Und manch ein Fahrgast wird bei einer grösseren Fahrt ohne Zweifel bereit sein, sich an den Kosten der Fahrt zu beteiligen. Alle, die nicht Auto fahren, wollen nicht durch den Autostop Fahrgast werden, sondern durch die freundliche Einladung: Fahren Sie mit!

Clara Büttiker

Politisches und anderes

Die Departements-Verteilung im Bundesrat

Der Bundesrat hat in seiner neuen Zusammensetzung über die Departements-Verteilung Beschluss gefasst. Die bisherigen Bundesräte behalten ihre Departemente. Bundesrat Feldmann wird Chef des Justiz- und Polizeidepartements und Bundesrat Weber übernimmt das Finanz- und Zolldepartement.

Ein ständiger schweizerischer Delegierter bei der Unesco

Der Bundesrat hat beschlossen, sich wie zahlreiche andere Mitgliedstaaten durch einen ständigen Delegierten bei der Unesco vertreten zu lassen. Zum Delegierten wurde der Presseat bei der Gesandtschaft in Frankreich, Bernard Barbey, ernannt.

Aussenminister-Konferenz über Europaarmee

Am 27. Dezember begann im französischen Aussenministerium die Konferenz der Aussenminister Frankreichs, Italiens, der Benelux-Länder und Westdeutschlands über den Pleven-Plan für eine europäische Armee. Es bestehen grundsätzliche Meinungsverschiedenheiten über die Zusammensetzung der höchsten Behörde der Europa-Armee, sowie auch über das Finanzierungsproblem.

Die Freilassung der vier amerikanischen Flieger durch Ungarn

Die vier amerikanischen Flieger, die von einem ungarischen Gericht zu hohen Bussen verurteilt worden waren, nachdem sie von sowjetrussischen Kampfflugzeugen zur Landung auf ungarischem Gebiet gezwungen worden waren, wurden am vergangenen Freitag nach Bezahlung der Bussen aus dem Gefängnis entlassen. Das Staatsdepartement hat als Vergeltungsmassnahme gegen die ungarische «Erpressung» die unverzügliche Schliessung der ungarischen Konsulate in Cleveland und New York verfügt und den amerikanischen Staatsbürgern verboten, nach Ungarn zu reisen.

Der neue Staat Libyen

In Bengasi wurde der neue souveräne *Staat vom* Libyen ins Leben gerufen. Das neue Königreich besteht aus den drei Territorien Tripolis, Syrenaika und Fezzan, die früher italienische Kolonien bildeten, und an dessen Spitze steht König *Sayed Idris* el Senussi.

Kennan, Botschafter in Moskau

Präsident Truman gab die Ernennung George F. Kennans zum Botschafter in Moskau bekannt. Kennan war Experte für russische Angelegenheiten im Staatsdepartement.

Neuer Kabinettschef König Faruks

Hafez Afifi Pascha, der wegen seines Eintretens für eine realistischere Politik Aegyptens gegenüber Grossbritannien und den Westmächten *bekannt ist*, wurde zum Kabinettschef König Faruks ernannt.

Das Ergebnis der Hilfsaktion für Oberitalien

Das Schweizerische Rote Kreuz teilt mit: die am 8. Dezember abgeschlossene Naturaliensammlung des Schweiz. Roten Kreuzes und der «Glückskette Radio Lausanne» für die Ueberschwemmungs-Geschädigten in Oberitalien hat 60 Eisenbahnwagen ergeben, die ein Gewicht von rund 350 Tonnen und einen Wert von rund 1,5 Millionen Franken darstellen. Die Geldsammlung hat bis 27. Dezember 823 014 Franken ergeben.

Schweizerisches Kunstgewerbe in New York

Alljährlich im Herbst findet in New York eine internationale Ausstellung von Frauenarbeit statt, an der sich in den letzten Jahren auch die Schweizerfrauen-Organisationen von New York beteiligen. Die Veranstaltung konnte einen Reingewinn von rund 1000 Dollars buchen, der zu gleichen Teilen an den schweizerischen Wohltätigkeitsverein New York und an die Pestalozzi-Stiftung von Amerika ging. cf

DITZLER
CONFITÜREN
munden wie «hausgemachte»!
Generalvertrieb:
Lüchinger & Cie. AG., Eier-Import,
Basel Zürich Bern St Gallen Luzern Buchs

Arte del Ticino - Kunstgewerbe
Stampfenbachstrasse 42, Zürich, Tel. 28 59 55
der kleine kunstgewerbliche Laden mit Einzelstücken in Keramik, originellem Schmuck und unzähligen hübschen Kleinigkeiten, die auf Sie warten!

graphischen Seite» unseres Teams einiges an Talent für Politik. Nach zehn Minuten standen die sechs Fragen fein säuberlich auf einem Zettel. Bereits am nächsten Tage hatte Nahas Pascha seine Antworten präpariert. Diese zweite Begegnung mit dem ägyptischen Staatsmann war einzigartig. In seinem prachtvollen Haus, in einem der schönsten Viertel von Kairo, empfing uns Nahas Pascha, doch nicht als Staatsmann und Politiker, sondern als Aegypter, der sich freut, wieder einmal über die Schweiz reden zu können. Auf diese herzhafte Begrüssung hin waren alle unsere Zweifel über die von uns gestellten Fragen verflogen. Dies sahen wir um so mehr, als Nahas Pascha kurz nachher in seinen Antworten sehr ausführlich auf die Fragen Aegyptens einging. Ueber eine Stunde verbrachten wir in der Gesellschaft dieses aktiven Staatsmannes, den die Aegypter mit Recht als ihren «Vater des Volkes» bezeichnen.

Viel Staub hat aber unser Zusammentreffen mit dem ägyptischen Premier erst nachher aufgewirbelt. Die anwesenden ausländischen Journalisten stürmten nach Bekanntgabe des Interviews mit uns das Aussenministerium. Bis zur Stunde meiner Abreise wurde jedoch durch Nahas Pascha kein weiteres Interview genehmigt.

60 000 Arbeiter suchen Brot und Unterkunft

Etwas, was mich jeden Tag aufs neue beeindruckte, waren die riesigen Scharen von Arbeitern, die täglich aus der Kanalzone nach Kairo flüchteten. Es sind im ganzen über 70 000 Aegypter, die von den englischen Unternehmern am Suezkanal beschäftigt wurden. Aus purer Heimatliebe verliess nun der grösste Teil dieser Arbeiter die Kanalzone. Sie wollen damit bekunden, dass sie nicht länger im Dienst einer fremden Macht zu stehen wünschen. Sie verlassen ihre Arbeitsplätze meist unter einiger Gefahr, da sie unter Aufsicht stehen. Viele machen es so, dass sie einen Urlaub dazu benützen, nach Kairo zu fahren und dann aber nicht mehr zurückkehren. Dem Arbeitsdepartement stellte sich mit der Rückkehr dieser Männer eine grosse Aufgabe. Für die Arbeiter muss so rasch als möglich ein neuer Arbeitsplatz gefunden werden. Zum Glück ist der Bedarf an Arbeitskräften in der Stadt Kairo und Umgebung so, dass in der Privatwirtschaft und in der Industrie genügend Arbeitsstellen gefunden werden könnten. Schwieriger gestaltet sich die Wohnungsfrage.

Dr. Hassan Ismail Bey, der Leiter des Labour-Departements, gab mir in einigen Worten Aufschluss über die Lage. Mit den einzelnen Berufsständen verhält es sich in Aegypten so, dass sie wie bei uns in Verbänden organisiert sind. (!) Seit 1930 existiert jedoch das eigentliche Labour-Departement. Innerhalb dieses Departements wurde nun in den letzten Wochen eine Abteilung geschaffen, die sich ausschliesslich um die Arbeiter aus der Kanalzone kümmert. Von den über 70 000 Arbeitern hatten bis zur Stunde etwa 60 000 ihre Arbeit in Suez, Port Said und Ismailja niedergelegt. Davon wurden aber bereits 54 000 Arbeiter innert weniger Tage neu placiert. Auch für die Unterkunft dieser Leute und ihrer Familien ist das Labour-Departement bemüht. Leider konnten in den sozialen Zentren der Stadt Kairo nur 1500 Aegypter Unterkunft finden. Für die übrigen Arbeiter werden nun Notunterkünfte erstellt. Zum Teil konnten sich die Kanalzonenarbeiter auch selbst bei Bekannten einquartieren. Jeden Morgen melden sich nun neue Männer, die in Camions zum Arbeitsamt geführt werden. Beamte registrieren die Namen der Arbeiter. In monotonem Gleichklang werden die arabischen Namen verlesen. Betrachtet man diese Leute etwas aus der Nähe, so steht hinter jedem Antlitz, sei es jung oder alt, Mut, Tapferkeit und Entschlossenheit geschrieben. Es sind Männer, die ihre Heimat lieben und sie nun auf ihre Art und Weise verteidigen.

Mehalla el Koubra — die ägyptische Baumwollstadt

Wohl nirgends so wie in Mehalla fielen mir die Gegensätze des Orients im weiteren Sinne gesehen auf. Die kleine Stadt, die etwa 100 Kilometer nördlich von Kairo liegt, teilt sich in zwei sehr unterschiedliche Hälften. Blendend weiss, modern und neu hebt sich die Baumwoll-City von den grauen, laubbedeckten Lehmhütten der Fellachen ab. Mehalla ist das sprechende Zeugnis dafür, wie weit Industrie und Landwirtschaft den Standard einer Stadt heben beziehungsweise senken können.

Mehalla el Koubra zählt insgesamt etwa 20 000 Einwohner. Während die Stadt in früheren Jahren fast ausschliesslich Landwirtschaft betrieb, leben heute zwei Drittel der Einwohner vom einträglicheren Baumwollhandel. 16 000 Arbeiter finden heute in der Baumwoll-Manufaktur, die sich hauptsächlich in den Jahren des Zweiten Weltkrieges zu einem Weltunternehmen auswuchs, ihren Verdienst. Die Kompagnie hat es aber nicht dabei bewenden lassen, nur grossangelegte Fabrikräume aufzustellen. Sie hat im gleichen Zeitpunkt den Arbeitern auch zu besseren Lebensbedingungen verholfen. Rings um das Fabrikareal entstand ein Sozialzentrum mit Schulen, Spitälern und dergleichen. An der Peripherie der Stadt erheben sich weiss und blitzsauber die Siedlungen der Arbeiterhäuser. Verheiratete Arbeiter erhalten gegen die Entrichtung eines Mietzinses von einem ägyptischen Pfund (etwa 10 Schweizerfranken) eine moderne, helle Wohnung mit drei Zimmern und einem Hof. Die ledigen Angestellten wiederum haben ihre eigenen Häuser, in denen sie in Gruppen wohnen. Die sozialen Bedingungen der Baumwoll-Manufaktur gehen mit unseren Begriffen hierin einig. Für die Arbeiter ist ebenfalls die 48-Stundenwoche eingeführt. Pro Tag werden dem einzelnen etwa 35 Piaster als Lohn ausbezahlt. Hier dürfen wir die Sache aber nicht mit unserem Masstab werten. Wie bereits erwähnt, sind die Mietzinse sehr niedrig. Ein grosser Teil der Arbeiter isst in der neuzeitlichen, geräumigen Kantine der Fabrik. Zum Preise von 2 Piaster (etwa 20 Rappen) bekommt hier ein Arbeiter ein reichliches Mittagessen, bestehend aus Gemüse, Reis, Fleisch und einem ägyptischen Brot.

Innerhalb des Areals nennt die Baumwoll-Manufaktur ebenfalls zwei Spitäler ihr eigen. Das eine dient zur Aufnahme der Arbeiter, das andere ist für die Familienmitglieder der Angestellten bestimmt. Die Arztkosten wie der Spitalaufenthalt sind für die Arbeiter und ihre Familien unentgeltlich. Auch an die Freizeitgestaltung dachte die Direktion. Grosser Wert wird auf die sportliche Ertüchtigung gelegt. In einem ausgedehnten Sportplatz mit einem grossen Stadion trainieren die einzelnen Sportclubs der Angestellten jeden Tag in verschiedenen Sportarten. Einem schön angelegten Schwimmbassin wird besonders in der heissen Jahreszeit fleissiger Besuch zuteil. Ein Freiluftkino steht am Abend zum Besuch offen. Auch hier ist der Eintritt unentgeltlich.

In den Fabrikhallen von Mehalla el Koubra werden jährlich Millionen Pfund von ägyptischer Baumwolle vom Rohprodukt bis zum fertigen Tuch verarbeitet. Dank der Qualität der ägyptischen Baumwolle darf die Manufaktur von Mehalla als international anerkannt bezeichnet werden. Das «weisse Gold» Aegyptens hat der grössten Baumwollstadt wahrlich zu einem Aufschwung verholfen.

Noch wie vor tausend Jahren

Etwas vom echtesten, was mir in Aegypten begegnet ist, waren die vielen Fellachen in ihren weiten

Aus dir wird im Leben nichts . . .

Der Herr Lehrer hat es zum hundertsten Mal gesagt — im Ton eines ganz grossen Propheten — die Schulklasse nickte Beifall dazu und empörte sich, dass der kleine Fritzli die düstere Zukunftsverkündigung mit absoluter Gelassenheit hinnahm. Das ganze Dorf und jeder einzelne Mitschüler war sich darüber klar, dass Fritzli ein Ausbund an Frechheit und Verwahrlosung darstellte, obwohl er — wenn er sich die Mühe nahm — im Unterricht ganz gut mitkam. Aber eben: er erschien des öfteren nicht, sondern strich im Wald den Eichhörnchen nach, oder er zeigte seine gänzliche Interesselosigkeit am Unterricht so unverhüllt, dass der Lehrer wütend wurde. Wegen dieses Verhaltens ermahnt, antwortete er: «Aber Herr Lehrer, das alles weiss ich ja schon. Sie erzählen heute genau dasselbe wie gestern. Es langweilt mich.» Es war unerhört, so etwas offen zu sagen, und weil der Herr Lehrer ein unbestimmtes Gefühl hatte, dass Fritzli mit der Langeweile recht haben könnte, was wohl meist eher die Schuld des Lehrers als die des Schülers zu sein pflegt, warf er seine pädagogische Autorität in die Wagschale, und dem Fritzli sein Stöcklein einigemal unsanft über den Rücken und erging sich in schrecklichen Vorhersagen über eine grässliche Wendung, die es einmal mit Fritzlis Leben nehmen müsse: «Aus dir wird im Leben nichts.. ich sage es dir, im Gefängnis wirst du enden...»

Es war auch kein Kunststück, Fritzlis Zukunft schwarz zu malen, den er kam aus unglücklichen Familienverhältnissen und er war nicht wie andere Kinder. Selten sah man ihn lächeln, richtig lachen sah ihn wohl niemand, und er fand auch keinen Kontakt zu den gleichaltrigen Kindern im Dorf. Das lag allerdings nicht an ihm, denn anfänglich hatte er schüchterne Versuche gemacht, mit den andern zusammen zu spielen. Aber da er selten sauber war, wiesen die Grossen ihre Kinder an, sich von Fritzli fernzuhalten. Er erfuhr grobe Zurückweisungen und gab seine Versuche auf, zu sein und zu leben wie die andern Kinder. Er ging seine eigenen, nicht immer geraden Wege, und um nicht zugrunde zu gehen an der Härte seines jungen Lebens, umgab er sich mit einem Panzer aus Gleichgültigkeit gegen alles, was an ihn herantrat. So wurde er ein «schwer erziehbares Kind», von dem die durch vielen Kummer verbitterte Mutter sagte: «Der hat mir gerade noch gefehlt!», und der Herr Lehrer: «Im Gefängnis wirst du enden!»

Für die übrigen Kinder war es natürlich ein sehr erhebendes Gefühl, solches nicht hören zu müssen und ausserdem ein Anlass, ihren ärmlichen und selten satten Mitschüler noch ein wenig mehr zu hänseln und zu drangsalieren. Die Worte des Lehrers waren für sie eine Art moralischer Rechtfertigung für ihr böses Verhalten. «Der Fritzli kommt ja einmal ins Gefängnis — nichts wird aus ihm werden» — man konnte also ruhig sein Mütchen an ihm kühlen.

Es kam, wie der Herr Lehrer es prophezeit hatte: Fritzli erhielt keine richtige Berufsausbildung, und nachdem er einmal gemerkt hatte, dass er seinen guten Verstand mit mehr klingendem Erfolg auf die Ausführung von krummen Geschäften als auf Handlangerdienste, die man ihm hin und wieder anbot, verwendete, wurde die Leistung ehrlicher Arbeit für ihn ein Zeichen von Dummheit und schliesslich sperrte man ihn ins Gefängnis. Auf zweieinhalb Jahre. Es hiess, man habe ihm mildernde Umstände zugebilligt in Anbetracht seiner schwierigen häuslichen Verhältnisse. Das war zwanzig Jahre, nachdem der Herr Lehrer ihm das Unglück vorausgesagt hatte, und dieser ging im Dorf herum: «Habe ich es nicht gewusst? Immer habe ich es ihm gesagt, dass er ins Gefängnis käme». Und alle nickten, jawohl, der Herr Lehrer hat es gewusst. Vor einigen Tagen erhielt Fritzlis Familie Bescheid, dass der Sohn noch vor Verbüssung seiner Strafe gestorben sei. «Es ist das beste so», sagten die liebevollen Mitmenschen, «er kam ja schon aus bösen Verhältnissen, und es wäre sowieso nichts mehr aus ihm geworden.» Womit für alle, die mit Fritzli zu tun hatten, der Fall erledigt war.

Oder doch nicht? War es nicht schändlich und grausam, dass man ein armes Büblein von vornherein auf den Weg des Verderbens wies? Tragen nicht alle daran Schuld, dass ein intelligentes Kind zum Schädling an der Gesellschaft wurde, waren die bösartigen Vorhersagen des Herrn Lehrers nicht wie eine Art Zwang, der sich auf ein armes Kind legte und es auf schlimme Wege trieb? Hätte die Umwelt sich weniger lieblos und überheblich gegen es gezeigt, so hätte eine verständnisvolle Führung aus diesem unglücklichen Geschöpfchen ein nützliches und vollwertiges Glied der menschlichen Gesellschaft machen können, vielleicht einen Menschen, der für die häusliche Not seiner Jugendjahre durch eine eigene glückliche Familie entschädigt worden wäre.

Worte haben Macht, besonders, wenn sie zur Jugend gesprochen werden. Sie glauben, dass man heutzutage keine derartigen Fehler mehr beginge? Leider ist es anders. Auch zu unserer Zeit gibt es noch viele Fritzlis, die durch die Dummheit und Lieblosigkeit ihrer Umwelt zum Scheitern verurteilt werden — vielmehr als durch ihre Charakterveranlagungen. Auch jetzt gibt es noch Lehrer, die sich eine Freude daraus machen, sich durch düstere Prophezeihungen für die Nachlässigkeit ihrer Schüler schadlos zu halten. Sie meinen es oft sogar nicht einmal so bös — manche bilden sich ein, sie leisteten auf diese Art einen Erziehungsbeitrag, sie müssten «warnen». Aber sie vergessen, dass ein Kind sehr leicht das wird, was man von ihm glaubt, besonders, wenn es etwas Schlimmes ist. «Warum soll ich mir Mühe geben, wenn du doch annimmst, dass ich ins Gefängnis komme?» Und dabei brauchte es nur etwas Verständnis, Liebe und Glauben an das Gute im Menschen, ein wenig Nachsicht und Hilfsbereitschaft, um aus einem unter traurigen Auspizien angetretenen Leben etwas Gutes zu machen. Es müssten viel weniger Fritzlis ins Gefängnis, wenn eine Nachbarsfrau nach ihnen schaute, und wenn man ihnen sagte: «du wirst etwas leisten, du musst dich nicht schämen, weil dein Vater trinkt. Du kannst nämlich nichts dafür — habe Geduld, später wirst du ein besseres Leben haben — ich weiss gewiss, dass du ein gutes Herz hast, auch wenn du jetzt ein trotziges Gesicht machst. — Wenn du willst, kannst du etwas Rechtes werden...»

Jedes Kind, auch das verwahrloste, ist für Liebe und Ermutigung zugänglich, ebenso wie Zurückstossung und Verachtung durch die Mitmenschen es schmerzen und endlich verhärten. Es gibt nichts Grausameres als einem Kind von vornherein das Vertrauen zu sich selbst zu zerstören, es auszuschliessen aus dem Kreis der Liebe und Geborgenheit, in dem die andern leben dürfen, es zu verspotten.

Nicht immer enden derartige Fälle so tragisch. Es gibt auch Kinder, die trotzdem einen guten Weg finden und etwas Tüchtiges werden. Dann sagt zwar niemand: «Ich habe es ja immer gesagt...», aber es fragt auch niemand unter wieviel Leiden und Bitternissen dieser Mensch seinen Kampf kämpfte, vielleicht nur, weil er einmal auf jemanden traf, der ihm gütig und ermutigend zusprach, vor dem er bestehen wollte. Gegen eine missbilligende Umwelt anzukämpfen und sich gegen sie durchzusetzen ist für ein Kind eine ungeheure Aufgabe, und keines ist zu tadeln, wenn es sie nicht erfüllt. Schuld tragen die Erwachsenen, die ihm den Mut nahmen und ihm keine Liebe gaben. Natürlich wird es immer wieder gescheiterte Existenzen geben, ihre Ursachen liegen nicht immer nur in einer falschen Erziehung. Aber es könnten weniger dieser Unglücklichen sein, wenn es keine Erwachsenen gäbe, die sagen: «Aus dir wird im Leben nichts!» M. B.

Zwei Theaterstücke zum Nachdenken

Wie oft hat man nicht schon in Dichtungen das Thema des wenig hübschen Mädchens behandelt, das kaum jemals Bewerber gefunden hat und nun bei dem ersten, der ihr wirkliche Liebe verspricht, nicht mehr sachlich und real zu urteilen vermag! Gerade jetzt bringt die Pariser Bühnensaison zwei Dramen, die — auf sehr verschiedene Weise — sich mit dem Stoff befassen, und es lohnt sich wohl die Mühe, von ihnen zu sprechen; es lässt sich sehr viel daraus, auch für unsere Schweizerinnen, lernen.

Im Théâtre des Mathurins wird eine Bearbeitung des Henry James'schen Romans «Washington Square» unter dem Titel «L'héritière» (die Erbin) aufgeführt. Der Film mit Bette Davies hat die Runde um die Welt gemacht, aber das Schauspiel beeindruckt mehr, hat man doch die lebendig agierenden Personen vor sich. Da ist die unsichere, ihrem Wissen und Geschmack gar nicht trauende Catherine, der ihr Vater, der reiche und angesehene Arzt Dr. Sloper auch noch immer wiederholt, dass sie äusserlich unansehnlich ist und sich in Gesellschaft nicht zu benehmen weiss. Er meint es offensichtlich gut mit ihr, aber vergleicht er sie nicht fortgesetzt mit ihrer früh verstorbenen, heiss vom ihm geliebten Mutter, die schön und geistreich war? Das verschüchtert das arme Mädchen noch mehr — bis plötzlich ein junger Mann auftaucht, der begreift, wie viel Geld sie einmal zu erwarten hat und danach seine Pläne einrichtet. Natürlich ist sie fassungslos vor dem ersten, dem sie zu gefallen scheint, und es ist rührend und auch beängstigend zu sehen, wie sie ihm ganz verfällt. Sie weiss nur noch, dass hier einer ist, der sie für reizend und klug hält, und alles Zurückgestossene, Unterdrückte in ihr blüht auf und entfaltet sich: man ahnt förmlich, dass sie hübsch und aufgeweckt werden könnte. Doch der Vater, der sich vernünftigerweise über den unmöglich ernst zu nehmenden Heiratskandidaten erkundigt, findet seinen Verdacht bestätigt und warnt eindringlich seine Tochter vor einem unbedachten Schritt. Sie hört aus all dem nur seine Ansicht von ihrem Mangel an Anziehung und Charme und begreift, dass er ihr keine Freude gönnt, weil er sie deren für unwert hält. Das trennt sie für immer von ihm. Sie will mit dem Geliebten flüchten, der sich indes unsichtbar macht, als er erfährt, dass die «Erbin» zwar die Hinterlassenschaft ihrer Mutter, nicht aber die viel grössere des Vaters zu erwarten hat. — Der Doktor stirbt bald darauf, von seinem Kinde seelisch völlig getrennt. Catherine wird durch jenen Augenblick, da sie erkennen musste, dass weder Vater noch Freund sie um ihrer selbst willen gern haben, so umgestaltet, dass aus der Vorsichtigen, Einfältigen und Stillen eine energische, selbstbewusste, überzeugt auftretende Frau wird. Und so ist sie, als der gleiche Bewerber sich ihr zum zweitenmal nähert... Dass sie ihn dann demütigt und blosstellt, ist ein grosser Fehler des Stückes, das dadurch an Wert und Bedeutung einbüsst. Wirklich belehrend, erschütternd und wegweisend wäre es, falls der Wiederkehrende jetzt tatsächlich Catherines Liebreiz erkennt und sie ihm, vertrauensloser geworden für alle Zeiten, die Tür verschliessen würde, so ihn — und auch sich strafend. Es würde derart gezeigt, dass ein einmal in ihrem Liebesglauben betrogenes Mädchen stets zweifelnd einem Anbeter gegenüberstehen wird (es muss ja nicht gerade derselbe sein!); dass der, der einer Frau die Zuversicht nimmt, als «Frau» geliebt zu werden, irgendwann dafür zu büssen hat: kurz, dass aus solchem Vorgehen eine Tragödie für ihn wie für sie erwächst. Und obgleich «L'héritière» diesen Schluss versäumt und den reichlich dummen von der verständig Gewordenen vorzieht (die nun vielleicht mit einem neuen Freund ganz glücklich werden kann), bleibt die Anlage des Werkes doch eine hervorragende, nicht nur dichterisch, sondern auch menschlich: sie regt uns zum Ueberlegen an, zur Vorsicht unseren eigenen Empfindungen gegenüber, zur Nachsicht bei angeblich scheuen Töchtern, zum Bewusstsein unseres Wertes unabhängig von dem Urteil der Familie...

Finden wir das alles nicht auch in Michel Philipots «Survivre» im Theâtre des Noctambules? Der Autor, eigentlich ein Grieche, begeht nicht den Fehler der Bearbeiter von «L'héritière». Wenn hier der Vater die gefeierte Romanschriftstellerin Charlotte Bronte, deren Schriften auch heute noch viel gelesen werden («Die Waise von Lowood» etwa), von einer Heirat zurückhalten will, so doch nur dann, wenn die Ehe ihrer schöpferischen Begabung schaden könnte. Gegen ihren Verleger als Gatten hat er nichts, wohl aber gegen den bescheidenen Vikar, dessen Furchtsamkeit ihm nicht gefällt, sondern in einer Art von Unverständnis für das Genie seiner Tochter zu beruhen scheint, die nichts Gutes weissagt. Der alte Bronte hat nur zu recht. Jedoch Charlotte, die nur zu gut empfindet, dass alle Anbeter in ihr die Künstlerin, nicht das Weib bewundern, fühlt, dass der Vikar sie als «Frau» begehrt, und auch sie will das alltägliche Liebesglück einer solchen. Es stellt sich heraus, dass es unmöglich ist, beides zu vereinen: die dichterische Berufung und ein Hausfrauendasein. Denn der Mann will nicht, dass sie noch andere Kinder, unabhängig von ihm hat. Er will nicht, dass sie sich heimlich in der Nacht aus dem gemeinsamen Schlafzimmer schleicht, um an ihrem Roman zu arbeiten, wozu sie sonst, während der täglichen Pflichten, nicht kommt. Wir verurteilen den Mann nicht, aber wir können ihm nicht recht geben. Eine Frau ist genau so ein geistig denkender Mensch wie ein Mann und hat nicht nur für Küche und Kinder ihr Leben hinzubringen. Der Vikar liebt in Charlotte das Weib in seiner natürlichen Wesensart, nicht die Persönlichkeit. Der Vater ging zu weit, als er wollte, der Gatte dürfe nur die Persönlichkeit sehen, nicht das Weib: denn es handle sich hier um ein Genie. Der Unterschied zwischen höchster Geistigkeit und einfachster Menschenwürde besteht aber im Eheleben nicht. Beide haben das Anrecht auf Beachtung, und auch die einfachste Frau darf nicht gehindert werden, ihr Ich ausserhalb von Kuchen und Putzen, Kindererzeugen und -gebären zu entwickeln. Der Dramatiker Philippot nimmt natürlich den krassesten Fall, damit jedermann versteht, worum es geht. Wie der Vikar das angefangene Romanmanuskript ins Feuer werfen möchte, um Charlotte ganz für sich zu haben, findet sein Gegenstück in irgendeinem Ehemann, der nicht dulden will, dass seine Frau sich mit dem politischen Leben ihres Landes beschäftigt.

In «L'héritière» wie in «Survivre» (Nachruhm) widersetzt sich der Vater der Ehe einer reizlosen Tochter mit einem schädlichen Gatten. Beide Male will sein Kind nicht auf ihn hören. Beide Male hat er von seinem Standpunkt aus recht — und sie auch. Beide Male ist der Bewerber im Unrecht. Und doch: wie verschieden sind die Folgerungen. Während sich Catherines Herz verhärtet, betrauert Charlotte den Unverstand des Vikars — und bleibt sich selber treu. Wird in jedem Stück vor der Ehe gewarnt, wenn das junge Mädchen, sei es durch Geld, sei es durch Ruhm von ihren alltäglichen Schwestern getrennt ist? Es wird vielmehr gesagt, dass jedes Mädchen so geliebt werden muss, wie es ist: nicht aus Eigennutz und männlichem Egoismus, denn nicht nur der Mitgiftjäger der «Héritière» ist ein Selbstsüchtiger, auch der Vikar ist einer.

Es erfüllt einen mit Befriedigung und mit Hoffnung für die heutige Theaterentwicklung, dass Schauspiele wie diese in glänzenden Aufführungen in der französischen Weltstadt gespielt werden können, deren Denken so oft als «leicht» hingestellt wird. Monatelang sah sich das Publikum die wunderbare Michèle Alfa (Catherine) an — und auch als Ludmilla Pitoëff (Charlotte) gestorben war, füllte die Menge das Haus des Noctambules, um Jeanie Crispin, die ihre Vorgängerin nicht erreichte, in einer Rolle zu sehen, die allen Frauen zu denken gab — und hoffentlich auch den Männern.

Eric Munk

Aus der Arbeit der Hausbeamtinnen

«Viel geben und wenig fordern ist das grösste Frauenrecht» sagte eine Inderin. — Liebe Kolleginnen, Sie lächeln und denken, dass der Beruf der Hausbeamtin sehr geeignet sei, um in den Besitz dieses Rechtes zu kommen. Selbstverständlich würde unserem Beruf die Krone genommen, wenn wir uns nicht wie eine gute Mutter, gebend und sorgend, für unsere Mitmenschen, kranke und gesunde, einsetzen könnten. Doch wie ein nie versiegender Brunnen angewiesen ist auf die Speisung seiner Quelle, können auch wir nicht ohne neu Kräfte zu schöpfen auskommen, es entstehe denn grosser Schaden. Und schon zeigen sich seine Anfänge. Die Zahl der Anwärterinnen für unseren Beruf geht zurück, während sich ein guter Nachwuchs als dringend nötig erweist. Das Uebel bei der Wurzel anfassen heisst, dafür sorgen, dass die Hausbeamtinnen Freude und Befriedigung in ihrer Arbeit finden dürfen. Selbstverständlich ist es in erster Linie Pflicht des Verbandes, Mittel und Wege zu finden, um die Berufsarbeit auf eine gesunde Basis zu bringen. Ein voller Erfolg wird sich jedoch nur dann zeigen, wenn auch der Ar-

BAHNHOFBUFFET
Zürich

Frucht- und Gemüsefeldern, die mit ihrer Hände Arbeit mühsam dem Boden seine Erträgnisse abringen. So weit das Nilwasser reicht, so weit ist der sandige Grund unvergleichlich fruchtbar. Doch kann man sich, ohne es selbst gesehen zu haben, kaum ein Bild davon machen, wie beschwerlich die Arbeit des ägyptischen Bauern ist, wie bescheiden er lebt und wie gastfreundlich und zufrieden er ist. Wer den ursprünglichen ägyptischen Menschen kennenlernen will, muss sich über die Peripherie der modernen Städte hinauswagen. Taufrisch war der Morgen, tiefblau der Himmel, der sich über der prachtvollen Orientlandschaft wölbte, als wir dem Nil entlang aufwärts fuhren. Schon zehn Kilometer ausserhalb von Kairo scheint es, als ob die Zeit hier stillgestanden wäre. Seit Hunderten von Jahren tun sie dasselbe, die zierlichen, anmutigen Frauen, die, schwarz verschleiert, wie es die Sitte erfordert, dem Strassenbord entlang eilen. Sie holen für ihre morgendlichen Arbeiten das Wasser vom Nil. Topf um Topf tragen sie graziös auf dem Kopf ihren Siedlungen zu. Manchmal sind es ausladende Körbe, mit Gemüse oder Früchten gefüllt, die die Frauen zum Markt im nächsten Dorf tragen. Der Erlös aus dem Verkauf der Bodenerträgnisse stellt die Einnahmen des Fellachen dar. Die Werkzeuge und Geräte, mit denen die Bauern das Land bestellen, sind wahrlich primitiv. Sie sind so, wie sie schon von Generationen vorher gebraucht wurden. Wie ich nun einem Fellachen zuschaute, wie mühselig er durch den Handantrieb des Wasserrades sein Feld zu bewässern hatte, fühlte ich im ersten Moment mit all den vielen Millionen von Fellachen, die das Volk Aegyptens ausmachen, ein grenzenloses Mitleid. Den grossen Gegensatz zwischen den modernen Städten und dem ursprünglichen Land kann der Europäer im ersten Augenblick nicht verstehen. Lernt man aber einen der vielen Fellachen etwas kennen, so stellt man fest, dass der ägyptische Bauer ein genügsamer, bescheidener Mensch ist, der sich mit seinem Stück Boden so verbunden fühlt, dass die harte Arbeit ihm auch nicht einen Moment lang zur unliebsamen Pflicht wird. Allerdings nicht übersehen werden darf der Einfluss der britischen Okkupation, der mit Absicht während langen Jahrzehnten darauf hinzielte, das Volk in seinen primitiven Verhältnissen zu belassen.

Auf Toutankamon's Spuren

Der erste Gedanke an Aegyptens Antike ist für mich immer identisch mit einer überstürzten, abenteuerlichen Fahrt zu den Pharaonentempeln. Exakt eine Stunde Zeit blieb mir an diesem Abend, um vor der Abreise noch mit dem sämtlichen Material zur Zensur (die in Aegypten unerbittlich ist), zu rennen, den Koffer zu packen und wenn möglich noch den Zug nach Assuan zu erwischen. Ich habe es geschafft, und das ist bei der orientalisch-gastfreundlichen Bürokratie hier unten fast ein Meisterwerk.

Jeden Abend kurz vor 8 Uhr verlässt der Zug Kairo, um am anderen Vormittag um 11 Uhr in Assuan einzutreffen. Diese fünfzehn Stunden in dem «tropischen Ueberlandzug» werde ich Zeit meines Lebens nicht vergessen. Bis Beni Suef mühte sich der «Hofphotograph» einmal damit, in dem 1. Klass-Wagen ein unbelegtes Coupé zu finden. Wirklich entdeckte er eines... wurde aber vom Kondukteur sofort wieder hinaus komplimentiert..., da dies das Coupé der allein reisenden Damen war. Ein «Backschisch» (Trinkgeld) ist aber in den Orientländern eine wichtige Angelegenheit. Damit liess sich auch hier die Angelegenheit in Ordnung bringen. Wir verstauten vorerst einmal unser Gepäck und liessen uns dann in dem komfortablen Speisewagen nieder. Uns kam nämlich plötzlich das nüchterne Bewusstsein, dass wir in der Hitze des Gefechtes vergessen hatten, Schlafplätze belegen zu lassen. Nun, die Bequemlichkeit wäre nicht der erinnerungswürdigste Faktor gewesen. Denkwürdig hingegen war die Kälte während der Nacht. Ausgerechnet mitten in der Wüste, wo kein Gras und keine Palme gedeiht, versagte die Maschine der Lokomotive. Hier genossen wir nun eine der gepriesenen Tropennächte. Rechts und links der Schiene war nichts als Sand. Einzigartig war der Sternenhimmel. Aber der Genuss wurde dadurch etwas fragwürdig, dass Schakale in ziemlich unangenehmen Tonarten die Stille immer wieder unterbrachen. Zudem trug jeder Windstoss den feinen Sand in das Innere des Wagens, da sich auch die winzigsten Ritzen dem Wüstenstaub nicht verschliessen können. Viel näher als Toutankamon lag mir eine Tasse heissen Kaffees, trotz der historischen Umgebung, in der wir uns befanden. Aber da der Speisewagen mitten in der Nacht geschlossen war, sollten wir unsere steifen Glieder bis zum Morgen behalten. Als am frühen Morgen die Sonne bereits über Oberägypten strahlte, waren wir in einer völlig neuen Umgebung.

Sechs Stunden Zeit blieben uns allerdings nur, um das herrlich gelegene Assuan zu sehen. Aber mit Hilfe des Touristik-Departements, das in Assuan eine Vertretung hatte, gelangten wir unverzüglich zu den Sehenswürdigkeiten von Assuan. Da ist vor allem einmal der gigantische Staudamm, den man gesehen haben muss. In der nächsten Zeit wird nun noch der Bau des Kraftwerkes in Angriff genommen. Mit der Fertigstellung des Werkes wird zur Elektrifizierung des Niltales ein grosser Schritt getan sein. Von der kleinen Aussichtsbrücke über dem Damm bemerken wir am Horizont rötlich schimmernde Hügelzüge. Die Eisenminen von Assuan. Zu unserem grossen Erstaunen hörten wir, dass diese Minen noch fast gänzlich brach liegen, weil die geeigneten Arbeitskräfte dazu bis jetzt einfach nicht zu finden waren. Das Gouvernement beabsichtigt, nach Beilegung der politischen Schwierigkeiten in der Schweiz junge Techniker und Spezialarbeiter für die Elektrizitäts- und Eisenbranche zu werben, die in Assuan zu guten Bedingungen interessante Arbeit finden können.

Eine weitere Attraktion von Assuan sind die Granitlager, die schon in der ägyptischen Antike das Material zu den gewaltigen Bauwerken lieferten. — Unterhalb des Dammes teilt sich der Nil in zwei Arme, mit denen er eine winzige Insel umfasst. Dieses kleine Eiland beherbergt einen Garten tropischer Gewächse, wie man ihn nirgends sonst zu sehen bekommt. Das warme Klima von Assuan begünstigt das Gedeihen dieser seltenen Pflanzen. Der Garten ist heute Eigentum der Regierung.

Das kulturelle Zentrum Aegyptens konzentriert sich jedoch auf Luxor. Man sollte für diese Kostbarkeiten, die die Antike bietet, unbeschränkte Zeit zur Verfügung haben, um sie eingehend studieren zu können. Allein die grossen Bauwerke von Karnak und Luxor ringen uns Achtung für den Schönheitssinn und die vollendete Arbeit ab, die die alten Aegypter hier zeigten. Eindrucksvoll muss die breite, von lauter Sphinxfiguren flankierte Strasse angemutet haben, die von Karnak nach Luxor führte. Sie ist zum Teil heute noch vorhanden. Auf der anderen Seite des Nils, in den graurot flimmernden Hügelzügen eingebettet, liegt das «Tal der Könige», die Stadt des Todes. Hinter undurchdringlichen Felsmassen sind unermessliche Kunstwerte, die zum Teil noch nicht entdeckt sind. Man schätzt, dass noch ungefähr die Gräber von sechs Königen zu entdecken seien.

Ziehe ich nun die Bilanz dieses Ausfluges nach Assuan und Luxor, so muss ich sagen, dass es sich lohnt, die lange, beschwerliche Bahnfahrt auf sich zu nehmen, denn die Kulturschätze Aegyptens sind etwas Einmaliges.

Alice Zimmermann

[…] unge-
[…] von Frl. I. Steffen verfass-
[…]ent des Schweizerischen Vereins di-
[…]erter Hausbeamtinnen. — Einige Aufgaben
sind immerhin gelöst worden, so zum Beispiel die Weiterbildung der Mitglieder, indem unter Mitwirkung von Fachleuten und Dozenten der ETH ein Fortbildungskurs «Was muss die Hausbeamtin vom Bauen wissen?» veranstaltet wurde. Eine Zusammenfassung der gehaltenen Vorträge erfreute sich bei den Mitgliedern und Aussenstehenden grosser Nachfrage. Das vierteljährlich erscheinende Mitteilungsblatt bringt in erster Linie Berufsprobleme zur Sprache und bildet das Bindeglied zwischen den 467 Aktiv- und den 39 Passivmitgliedern.

Die Stellenvermittlung leistet gute Dienste. Leider konnten nur 39 Prozent der gemeldeten Stellen besetzt werden. Vor allem mahnt es zum Aufsehen, dass nur ein Fünftel der angemeldeten Vakanzen für leitende Posten (Vorsteherinnen, Verwalterinnen) besetzt werden konnten. Natürlich ist die Zahl der Berufstätigen mit langjähriger Erfah-
[…]nger, und aus verschiedenen Gründen ist ein Stellenwechsel bei ihnen nicht mehr erwünscht. Aber es erhebt sich doch die Frage, ob nicht Ergänzungskurse, eine Art Meisterinnenkurse zur Erlangung eines speziellen Diploms angezeigt wären.

Die Arbeitsgruppe «Hausbeamtinnen in Spitälern» hat u.a. eine grosse Umfrage über Küchen-Einrichtungen in Spitälern und Sanatorien zusammengestellt und verarbeitet. Sie hofft, mit dieser Tabelle einige Hinweise geben zu können zu der Frage: «Was muss in einer Küche, die für so und so viele Personen kocht, an Maschinen und Apparaten unbedingt vorhanden sein?» Auch das Verhältnis der abgegebenen Mahlzeiten zur Zahl der Küchenangestellten ist des Studiums wert. Die Tabelle gibt interessante Aufschlüsse.

Der Beruf der Hausbeamtin findet heute überall Achtung und wird von fast allen massgebenden Instanzen anerkannt. Das ist ein Fortschritt, den wir den Pionierinnen zu verdanken haben. Wenn es aber gilt, der Hausbeamtin die ihr übertragenen Verantwortung entsprechenden Kompetenzen zu geben, ist das Gleichgewicht oft nicht vorhanden. Dafür zu kämpfen ist Aufgabe der zweiten Generation.

Gr.

Frau Billig irrt sich . . .

Man kann ihr nicht viel nachsagen. Sie ist eine schaffige, gediegene Frau, und das schätze ich an ihr. Sie liebt Geselligkeit, ist gut belesen und hat Sinn für Humor. — Aber etwas kann ich an ihr nicht verstehen. Ich wusste, dass sie sich einer klugen Ueberlegung nicht verschliesst und so nahm ich mir ein Herz, um sie auf dieses «etwas» aufmerksam zu machen.

Wiederholt fiel mir auf, wie viel Geld meine Freundin für ihre und ihrer heranwachsenden Töchter Kleider ausgibt, Jahr um Jahr. Und doch ist vor allem sie höchst selten wirklich gediegen angezogen. Ihre Kleider passen so gar nicht zu ihrem wahren und sonst so echten Stil. Alles, was sie trägt, ist irgendwie zurechtgemacht. Ich weiss von ihr, dass sie sparen kann, dass sie sauber und ordentlich ist in ihren Sachen. Aber merkwürdig — kaum hat sie ein neues Kleid eine verhältnismässig kurze Zeit getragen, hängt es wie ein verhärmtes, freudlosen Kind wieder im Kasten — und schon wieder fangen die Kleidersorgen an. Teuer war das Kleid bezahlt und schon ist es wieder halbwegs weggetan.

Also, ich fasste mir ein Herz und gab ihr kürzlich so ganz unaufdringlich und sachte den wohlmeinenden Rat: Lass Dir doch einmal von einer guten Schneiderin etwas Echtes, Gediegenes, Persönliches machen! Ich möchte Dir nicht wehe tun, denn Du willts sparen und gehst eben wie so viele einfach dorthin, wo der Preis gross und verbindlich an der Etikette sichtbar ist, wo man «Auswahl» hat und — wo man wieder ungeniert fortgehen kann, sollte sich nichts «Passendes» finden. Ich kann Dich einerseits begreifen. Aber überlege Dir einmal: ein Kleid, zumal ein Sonntagskleid ist doch mehr als eine Flasche Essig oder ein Pfund Hörnli aus dem Selbstbedienungsladen. Und selbst angenommen, das «Kleid von der Stange» wäre im Moment und an Deinem augenblicklichen Budget gemessen billiger, ist die Ware, die Du kaufst auch dem eigentlichen Sinn und Zweck nach, auf die Dauer gesehen und schon nächsten Sonntag wirklich billiger: Eine Frau Sparsam sein wollen ist eine Ehre, aber eine Frau Billig sein, verbirgt nicht selten einen Irrtum!

Sie war gar nicht beleidigt. «Du hast an sich ja recht. Aber mit einer Schneiderin verliert man so viel Zeit. Bis man überhaupt eine gute Damenschneiderin findet. Schliesslich ist das auch ein Risiko, mit dem Stoff, den Zutaten, der Machart. Und dann das Anrpobieren — von der Rechnung am Schluss gar nicht zu reden!»

Ihre verständlichen Einwände konnte ich aus Ueberzeugung widerlegen: «Tatsächlich braucht es für ein Kleid, das Dir die Couture anfertigt etwas mehr Zeit. Aber das ist nicht verwunderlich, denn alles, was wirklich persönliche Gestalt und Seele haben soll, was edle, gereifte Form und gediegene Echtheit zum Ausdruck bringen will, braucht Zeit. Das Kleid ist Schmuck, Schutz und Schleier, alles zusammen als edle, ganz persönliche Form. Und für einen echten Menschen muss es immer wieder die Forderung erfüllen, nicht Kitsch und nicht Dutzendware und nicht Schein sondern wahres Spiegelbild des Echten in der Frau zu sein. Nichts widerspricht wahrer Mode so sehr wie gerade der Stil «der Masse», des Unpersönlichen und Unechten. Ob uns nicht gerade heute diese Ueberzeugung verpflichtend sein müsste: «Mode ist Erscheinungsform des Zeitgeistes auf dem Gebiete der Kleidertracht» (Gnauck). Ja, aber der Ungeist der Zeit verfälscht den echten Modestil durch seine Massenproduktion, durch sein Tempo, durch den Schein des Billigeren!

«Du hast recht, ein Kleid sich von der Schneiderin machen zu lassen, beruht auf persönlichem Vertrauen. Darin liegt aber gerade das Schöne, das bodenständig Menschliche, das Tiefe und Einzigartige, das Kundschaft und Gewerbe verbindet. Du wirst bedient, für Dich ist jetzt die Stunde reserviert, man will nicht einfach verkaufen, sondern man nimmt sich viel Zeit und Mühe, Dir D e i n Kleid zu machen, ein Stück von Dir zu schaffen. Es geht also um ein Kunstwerk, das buchstäblich eine Neu-Schöpfung ist, um ein Werk, das nicht nur Bedarfsartikel ist, notwendiges Uebel, sondern Deinem Wesen das Dir eigene und echte Gepräge gibt. Und trotzdem lässt die Wahl der Qualität des Stoffes, die einfachere oder reichere Machart und die nötige Zeit zur Anprobe ziemlich weiten Spielraum. Ich bin fest überzeugt, der Tag, an dem Dir ein solches Kleid abgeliefert wird, ist ein kleiner Festtag. Und machst Du den Schrank auf, lässt es sich gerne von Dir tragen. Denn Ihr beide, Du und Dein Kleid, Ihr passt zueinander, Du hast vielleicht sogar mit wachsender Ungeduld gewartet. Das Warten lohnte sich. Es ist eine Schöpfung für Dich. Und Dein Mann gibt schmunzelnd den nötigen Zustupf: «Na ja, endlich einmal etwas Vernünftiges.»

S. F. G. V.

Evangelischer Frauenbund der Schweiz

E. P. D. Der Evangelische Frauenbund der Schweiz wurde im Jahre 1946 gegründet und bildet eine Dachorganisation der evangelischen Frauenvereine und -organisationen unseres Landes. Er umfasst Frauenvereinigungen verschiedener Art, die sich für die Sache des Evangeliums einsetzen in allen Fragen, die die Frauen angehen. Die diesjährige Generalversammlung hat in Bern Frauen aus verschiedenen Teilen der Schweiz zusammengeführt. Gerade in der französischen Schweiz wird für den Evangelischen Frauenbund und seine Ziele ein grosses Interesse bekundet. An der Tagung hatten sich erfreulicherweise auch andere Frauenorganisationen unseres Landes vertreten lassen.

Die Tagung wurde eröffnet durch eine Ansprache von Frau Sigg über das Wort aus dem Johannes-Evangelium: «Ich habe euch gesetzt, damit ihr hingeht und Frucht bringet.» Die Verbandspräsidentin, Frau Pfr. Burckhardt-Pfisterer (Zürich), erstattete den Jahresbericht. Sie erzählte namentlich von den Schulungskursen, die auf dem Hasliberg und in Vaumarcus durchgeführt werden und von einem grossen Erfolg begleitet waren. Fräulein Dr. M. Bührig (Zürich) und Frau Wyler (Genf) vervollständigten das Bild mit einem Ausblick auf die Kurse, die im kommenden Jahr wiederholt werden sollen. Der Kurs in Vaumarcus ist festgesetzt auf September 1952, derjenige auf dem Hasliberg über das Thema «Was ist neutral, was ist evangelisch?» auf Ende Januar 1952. Der Weltgebetstag der Frauen hat weit herum Beachtung gefunden; er soll am 29. Februar 1952 wiederholt werden. Das gut redigierte Organ «Die evangelische Schweizerfrau» sollte in der evangelischen Frauenwelt noch mehr Eingang finden. Nachdem Frau Droin das Werk «Le sou Joséphine Buttler» in Erinnerung gerufen hatte, bot Frau Juillard (Chailly) ein farbiges Bild der praktischen Mütterhilfe durch das «Camp des mères» oberhalb Vevey. In ansprechender Weise erzählte Frau Gaillard (Lausanne) von der «Fraternité de St. Martin», einem Unternehmen, das sich mit dem Los der Prostitutierten beschäftigt, die man durch eine geduldige Arbeitstherapie aus den schlimmen Bahnen zu befreien und wieder in ein gesundes Leben zurückzuführen sucht.

Der Nachmittag brachte eine kurze Begrüssung durch den Kirchenschreiber Pfr. H. Schild, der den evangelischen Frauen im Namen des bernischen Synodalrates für ihre stete Hilfsbereitschaft im evangelischen Sinne dankte. Prof Gaugler (Bern) beleuchtete in einem theologisch bedeutsamen Referat den Begriff der «Heiligung», wie er sich uns von den verschiedenen Schriftstellen her bietet. «Erlebtes und Erlauschtes zum Thema ‚Heiligung' in der weltweiten Diakonie und im Alltag» hiess das Thema, zu dem sich Schwester Dora Schlatter vom Berner Diakonissenhaus aus reichster Erfahrung heraus äusserte. Dienst durch das Wort und helfende Liebe ist beides Diakonie.

Geschenkabonnemente des Schweizer Frauenblattes

zum Vorzugspreis von 9.50
pro Jahresabonnement

gewähren wir nur unseren Abonnentinnen.

Benützen auch Sie den untenstehenden Bestellschein.

Unterzeichnete bestellt ein

Geschenk-Jahresabonnement des Schweizer Frauenblattes

ab ______________ bis ______________

an Frau Frl. ______________

____

Unterschrift und Adresse des Bestellers

____

____

Von Büchern

Gottfried Keller und Ludmilla Assing, von Emil Bebler, im Rascher Verlag, Zürich.

Die Türe zu dem gastlichen Hause Varnhagens von Ense in Berlin öffnete dem in der grossen Weltstadt etwas verlorenen Keller sein «Grüner Heinrich». Dieser gewann ihm auch die Freundschaft der Nichte Varnhagens der feingebildeten, literarisch interessierten Ludmilla Assing, die überall für den schüchternen, gesellschaftlich gehemmten Dichter eintrat und seine Bedeutung erkannt hatte, lang bevor er in weiteren Kreisen Anerkennung fand. Von Zürich aus blieb Keller jahrelang, bis in die letzten Lebensjahre Ludmillas mit ihr in regem brieflichen und persönlichem Verkehr, und die vorliegende Sammlung dieser Briefe vermittelt tiefe Einblicke in das Wesen des Dichters und in eine Freundschaft, die ihn vielseitig gefördert hat.

Sagen aus dem Zürcher Oberland, von K. W. Glaettli, Hinwil, erschienen bei Buchdruckerei Winterthur AG.

Diese im Volk seit alten Zeiten fortlebenden Sagen sind fast alle schon einmal irgendwo erschienen, und der Herausgeber hat verdienstvolle Arbeit getan, dieses alte Volksgut nun zu sammeln und in einem netten kleinen Band herauszugeben. Ein ausführlicher Anhang gibt wertvolle Hinweise auf die Herkunft der Geschichten, in denen noch viel Aberglaube und Romantik spukt.

Wolkig bis heiter, von Marga Markwalder; im Artemis Verlag, Zürich, Preis Fr. 11.80.

Wer Marga Markwalders «Lieber Peter» und ihren «Ritter Georg» kennt, freut sich, dass diese frische, humorvolle Jugendschriftstellerin den guten Einfall hatte, der im vorgeschrittenen Reifeprozess befindlichen weiblichen Jugend wieder ein Buch zu schenken. Sie hat nämlich eine so wundervolle Art, ernste Dinge froh und natürlich anzubringen, heikle und schwierige Situationen so einfach und humorvoll zu lösen, dass sie ein herrlicher Wegweiser ist für junge Seelen, die oft noch nicht so richtig wissen, was jetzt eigentlich wichtig, und was unwichtig ist. Wo die Markwalder die Feder schwingt, ist es sicher öfter heiter als wolkig, und die Lektüre des reizenden, gut illustrierten Buches tut auch allen Müttern gut, die von den Problemen ihrer Jugend bewölkte Stirnen bekommen.

Radiosendungen für die Frauen

sr. Die Rubrik «Notiers und probiers» am Montag, 7. Januar, um 14 Uhr, enthält folgende Beiträge: «Das Allerlei. — Neue Vorschläge von Hörerinnen. — Das Rezept. — Was möchten Sie wissen? — Die drei Wünsche.» — Dienstag, 8. Januar werden um 16 Uhr in der Sendung «Drei Frauen sehen Grosstädte» Kairo, Oslo und New York besucht. — Unter dem Titel «Wir Frauen in nserer Zeit» werden am Mittwoch, 9. Januar um 14 Uhr Berichte aus dem In- und Ausland geboten. — Donnerstag, 10. Januar, liest Alja Rachmanowa um 14 Uhr aus ihrem neuen Buch «Jurka erlebt Wien». — Freitag, 11. Januar, werden um 14 Uhr in der «halben Stunde der Frau» «Erziehungsfragen» behandelt. Zuerst plaudert Marie Steiger-Lenggerhager über ein Wort, das schon manche Mutter ausgesprochen hat: «Aus der Küche mit Euch!» Anschliessend spricht Else Flatau über die Frage «Wir und unsere grossen Kinder». — Samstag, 12. Januar, wird um 17 Uhr die «halbe Stunde der berufstätigen Frau» gesendet. Um 18.40 Uhr ist die Sendung «Die Familie und ihre sozialen Probleme» angesetzt.

Redaktion:

Frau El. Studer-v. Goumoëns, St. Georgenstr. 68, Winterthur, Tel. (052) 2 68 69

Verlag:

Genossenschaft «Schweizer Frauenblatt». Präsidentin: Frl. Dr. E. Nägeli, Trollstrasse 28, Winterthur

Der heimelige Teeraum Marktgasse 18
Gipfelstube
W. Bertschi, Sohn
Zürich

J. Leutert
Spezialitäten in Fleisch- und Wurstwaren
Metzgerei Zürich 1 Charchuterie
Schützengasse 7
Telephon 23 47 70
Telephon 27 48 88
Filiale Bahnhofplatz 7

Wohnheim-Möbel
direkt ab unserer Fabrik
MEER - BERN

Harthölzerne
Einzel-Schlafzimmer
komplett, mit Matratzen, Duvet und Kissen

Fr. 985.–

Prima Ausführung

Verlangen Sie unter „Verzasca" ausführliche Offerte

J. Meer & Cie. AG. Bern

Höhensonnen vom Fachgeschäft
KAUF
MIETE

M. Schaerer A.G., Pelikanstr. 3, Zürich
Tel. 23 52 24

Feine Delikatessen
Güggeli / Ravioli / Pastetli / Sulzen
Traiteur Seiler
Uraniastrasse 7, Zürich 1, Telephon 27 49 77

Münz Tea-Shop
MITTLERE BAHNHOFSTR. MÜNZPLATZ. 3
(bis Ostern auch Sonntags geöffnet)
English Breakfast, Light Luncheons, Afternoon Teas, Snacks

HACO QUALITÉ
Wie ein Pinsel ohne Haare, denk daran, ist ein Frühstück ohne Hacosan!*
* Es gibt nichts Besseres!
HACO GÜMLIGEN

Messerwaren und Bestecke
Bahnhofstr. 31, Zürich
Tel. 23 95 82

Parfumerien
Puderdosen
Bürstengarnituren
von
Weber-Strickler
Zürich, Bahnhofstraße
vis-à-vis Huguenin

Blumen Sauber
Das Vertrauenshaus für Ihren Blumenebdarf

Inserate im Frauenblatt bringen Erfolg